

Florian Reszner

Drauß' vom Walde komm ich her

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist diese Textsammlung auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle eBooks und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Gottfried Reszner, Mario Heyer
Illustrationen: Gottfried Reszner
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u. V. der KI-Software Midjourney
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-69440-170-4

Inhalt:

**Alle Jahre wieder
10**

**Ein böses Omen
14**

**Der Christbaum
40**

**Die Mitbewohnerin
44**

**Die Wilde Jagd
58**

**Das Festtagsmenü
62**

**Die letzte Weihnacht
118**

**Perchtennacht
122**

**Nachwort von Patrick Seiser
153**

**Danksagung
157**

*Für Teresa, weil zusammengehört,
was zusammengehört.*





Alle Jahre wieder:

Alle Jahre wieder
senkt das Grauen sich nieder.
Wenn Schnee die Wege leis verschleißt,
vergisst die Welt, was draußen ist.

Die Stimmung hell in jedem Haus,
doch niemand lockt den Winter aus.
Denn hinter Licht und Kerzenschein
zieht manch ein Schrecken wieder ein.

Der Krampus geht von Tür zu Tür,
mit Rute, Kette und Begier.
Er zählt nicht Sünden, kennt nicht Zeit,
nur Angst, Gewalt und Schuldigkeit.

Die Alten kennen seinen Schritt:
„Seid ihr nicht brav, nimmt er euch mit.“
Die Kleinen lachen voller Spott,
vergessen Ehrfurcht, Maß und Gott.

Doch hören sie seine Hufe klingen,
verstummt selbst freches Kindersingen.
Nicht jede Spur im Schnee verweht.
Nicht alles, was gestorben, geht.

Manches wartet Jahr um Jahr,
verborgen, kalt, doch immer da.
Alle Jahre wieder
senkt das Grauen sich nieder.

Der Winter kennt heut keine Gnad',
er schließt den Kreis auf altem Pfad.
Denn was im Dunkel einst erwacht,
kehrt heim in jeder Heil'gen Nacht.





Ein böses Omen:

Es sollte das glücklichste Ereignis meines Lebens werden, als ich an jenem schicksalhaften 20. Dezember im Krankenhaus auf die Geburt meines Sohnes wartete. Unruhig wanderte ich vor dem Kreißsaal auf und ab. Es mussten bereits einige Kilometer gewesen sein, die ich an diesem Tag zurückgelegt hatte. Eine gefühlte Ewigkeit später war es so weit: ein dumpfer Schrei, ein leises Aufatmen, gefolgt von der Stimme des Arztes, dessen Worte ein neues Kapitel in meinem Leben einläuten sollten. „Herr Artner, Sie können jetzt reinkommen“, sagte ein grau melierter Mann mit weißem Kittel in ruhigem Tonfall und lächelte mich an. Wie ferngesteuert betrat ich den hell erleuchteten Raum, in dem ich aufgrund der Aufregung für einen Sekundenbruchteil fast die Orientierung verlor. Der Nebel in meinem Kopf lichtete sich sogleich, als ich in das erschöpfte, aber zufriedene Gesicht meiner Frau Katharina blickte, die ein kleines, fast zerbrechlich wirkendes Geschöpf im Arm hielt. Tränen liefen mir über die Wangen, während meine zitternden Finger ihre Hände suchten. So fühlt es sich also an, Papa zu werden. Meine Sinne konnten das Wunder, das sich an diesem Tag vor meinen Augen abspielte, kaum begreifen. „Er ist wunderschön“, sagte ich zu ihr. Sie kommentierte meine Aussage mit einem kurzen „Ich weiß.“ Es war ein Moment, der keiner weiteren Worte bedurfte. Die Welt um uns war stumm geworden und alles, was wir empfanden, war Glückselig-

keit. Ich setzte mich auf den Stuhl neben das Bett und eine Krankenschwester legte mir den Kleinen in den Arm. „Na, du Wicht? Willkommen auf der Welt“, sagte ich zu ihm, während ich ihn mir ansah, mit seinen pechschwarzen, zerzausten Haaren und der kleinen Stupsnase, die meiner Frau wie aus dem Gesicht geschnitten war. Kurz hatte ich das Gefühl, er würde versuchen zurückzuschauen, als er die zugekniffenen Augen für einen Moment öffnete. „Ja, ich bin’s, dein Papa“, antwortete ich mit leiser Stimme auf diesen ersten Kennenlernversuch des jungen Mannes und war dankbar dafür, dass alles gut gegangen war. „Wie soll er denn heißen?“, fragte uns ein Geburtshelfer, der gerade mit Aufräumarbeiten beschäftigt war. „Dominik“, antwortete Katharina. Ihre Stimme klang müde, aber gleichzeitig waren ihre Augen erfüllt von diesem besonderen Leuchten, einem Blick voller Vertrauen und Zuversicht in alles, was auf unsere junge Familie nun warten sollte.

„Wir lassen die beiden ein wenig rasten und wenn alles passt, wovon ich ausgehe, dann verbringen Sie Weihnachten zu dritt“, sagte mir Doktor Hohenstein, jener Arzt, der mich während der ganzen Schwangerschaft betreut hatte. Ich bedankte mich und machte mich bereit, die Geburtenstation allmählich zu verlassen. Es war schon spät, gegen 22 Uhr, als sich die mechanische Tür öffnete und ich mir meinen Weg durch die endlosen Flure des Krankenhauses bahnte. Wie auf Wolken schwebte ich durch die kargen Gänge. Ein paar Pflegerinnen, die zum Nachtdienst eingeteilt waren, gratulierten mir herzlich. Sie kannten mich bereits, da ich in den Stunden davor mehr-

fach ihren Stützpunkt gekreuzt und mich smalltalkmäßig mit ihnen unterhalten hatte. Am Ende des Flurs hielt ich für einen Moment inne und warf einen gedankenverlorenen Blick aus einem der zahlreichen Fenster, die sich auf der Gemeinschaftsebene befanden. Draußen tobte ein heftiger Schneesturm, doch gleichzeitig war die Szenerie, verbunden mit den vielen Lichtern und Dekorationen, die die Straßen der Großstadt zierten, ungemein stimmig. Weihnachten zu dritt, was für ein schöner Gedanke. Ich weiß nicht, wie lange ich dort verharrte, während sich das Areal nach und nach von den paar übriggebliebenen Leuten leerte, sodass ich irgendwann allein dastand. Die Nachtruhe in den Hallen des sterilen Krankenhauses war bereits in vollem Gange.

. . .

Während ich in mich hineinsinnierte, bemerkte ich, wie der Adrenalinrausch nachließ und mich eine gewaltige Müdigkeit überkam. Ein Schluck Instant-Kaffee von einem der Automaten würde mir bestimmt guttun, hatte ich doch noch einen weiten Heimweg vor mir. Außerdem rechnete ich damit, dass die öffentlichen Verkehrsmittel, aufgrund der ungastlichen Witterung, ihre Fahrpläne nur schwer einhalten konnten. Ich kramte eine Zwei-Euro-Münze aus meiner Brieftasche hervor, die mir fast aus den verschwitzten Fingern gefallen wäre, warf sie in das Gerät ein und wählte mit festem Druck auf einen klebrigen Schalter einen Espresso aus. Die Maschine ratterte, dann füllte sich das rote Plastikgefäß mit einer durchsichtig-braunen Flüssigkeit. „Barista-Kaffee ist es

keiner“, sagte ich leise zu mir selbst, während ich den Becher aus der Verankerung nahm. Zumindest war das Getränk heiß. Als Nächstes rief ich einen der drei Aufzüge, in der Absicht, mich damit ins Parterre befördern zu lassen. Während ich wartete, ließ ich noch einmal den Blick über die Ebene schweifen und realisierte, dass ich anscheinend doch nicht ganz allein gewesen war.

Doch was zur Hölle war das, was da vor mir stand? Ich rieb mir die Augen, weil ich dachte, dass mich meine Sinne aufgrund der Erschöpfung des langen Tages täuschen würden, doch die Gestalt war immer noch da. Vor mir befand sich ein etwa zwei Meter großes Tier, dessen Kopf jenem einer Ziege ähnelte, mit zwei mächtigen, dunkelgrauen Hörnern auf seinem Haupt und dem schwarzen Schnabel eines Raben im Gesicht. Die krähenhaften, dünnen Beine der Kreatur waren mit schwarzem, zotteligem Fell bedeckt, während ihre Brust und die drahtigen Arme hinter dunklem Gefieder verborgen waren. Die seltsame Erscheinung stand einfach da und schaute mich mit ihren stechend blauen Augen an. Ich ließ vor Schreck über den Anblick, den ich da vor mir hatte, meinen Kaffeebecher fallen, dessen Inhalt sich über den ockerfarbenen, mit Noppen bestückten Plastikboden ergoss. Plötzlich begann die Gestalt sich zu bewegen. Sie hob ihre rechte, mit feinen Krallen besetzte Hand und deutete in meine Richtung, während sie langsam auf mich zuging. Mein ganzer Körper zitterte unkontrolliert, als ich, vor Angst gelähmt, dastand und beobachtete, wie das Monstrum auch noch zwei gewaltige Flügel ausbreitete, die jenen

einer Fledermaus ähnelten, jedoch mit den Federn eines Raubvogels überzogen waren. Für einen Moment dachte ich, dass mein letztes Stündlein geschlagen hätte, als ich das bimmelnde Geräusch des ankommenden Aufzuges vernahm und in die rettende Kabine huschte. Wie mechanisch hämmerte ich gegen den Knopf, der zum Schließen der Tür gedacht war, und beobachtete das hünenhafte Ungetüm, als es seinen gewaltigen Schnabel gegen die sich schließende Pforte richtete und einen alptraumhaften Schrei losließ, der mir durch Mark und Bein fuhr. Mit einem Puls, der gefühlt auf 1000 war, sackte ich erschöpft zusammen, kauerte mich in eine Ecke des Liftes und hielt mir die Ohren zu.

. . .

Unten angekommen, schlug ich sofort beim Nachtportier Alarm, der mich für vollkommen irre hielt. Zugegeben, ich kann es ihm nicht verübeln. „Bist du deppert oder was?“, sagte er im besten Wiener Dialekt zu mir und meinte, dass ich wohl zu viel Glühwein am nahegelegenen Christkindlmarkt¹ getrunken hätte. Nachdem ich versucht hatte, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, meinte er, dass er mich vom Sicherheitsdienst rausschmeißen ließe, wenn ich nicht gleich meinen Weg nach draußen finden würde. Anschließend zog er die Blende seines Schalterfensters zu. So ging ich hinaus in die verschneiten Straßen der Großstadt. Eine frostige Brise wehte mir entgegen und ich spürte, wie sich vereinzelt Schneeflocken in meinem Gesicht in feine Wassertropfen verwandelten. Nachdem

1 So nennen wir Weihnachtsmärkte in Österreich